

Glauben schicke“ (D 377). Diese tiefsinnigen Worte lassen sich ebenso auf geschichtliche Epochen anwenden; denn auch die Geschichte hat ihre Nächte und sogar nicht wenige — „habet mundus iste noctes suas et non paucas“ (Bernhard von Clairvaux). Der helle Tag des rationalistischen Zeitalters ist schon längst zur Neige gegangen. Eine geschichtliche Nacht bricht an, vielleicht sogar eine sehr lange Nacht. „Die Nacht aber“, sagt N. Berdjajew, „ist nicht minder schön, nicht minder göttlich als der Tag ... Die Nacht bringt Offenbarungen, die der Tag nicht kennt.“<sup>29</sup> Sind die größten Ereignisse der Heilsgeschichte doch in der Nacht geschehen. Deshalb dürfen wir hoffen, daß auch unsere Nacht, sei sie auch noch so dunkel, uns den lebendigen Gott offenbaren wird, wie sie ihn einst als Menschgewordenen und Auferstandenen geoffenbart hat. Die *Gottesidee* kann man wohl im Herzen des einzelnen, ja der Völker vernichten; unmöglich ist es aber, *Gott selbst* aus der Geschichte der Menschheit zu verbannen. „Wenn man Gott von der Erde vertreibt“, — sagt Dostojewskij, und seine Worte sind gerade *die Antwort* auf das Vorhaben des Menschgottes, — „so werden wir Ihn unter der Erde willkommen heißen ... Und dann werden wir ... aus den Eingeweiden der Erde eine tragische Hymne unserem Gott singen; unter der Erde hervor unserem Gott, bei dem die Freude ist. Ach, es lebe Gott, und es lebe seine Freude“ (BK 1095).

## Die Welt der Almweiden

Von FRANZ MICHEL WILLAM

Das ist also die Welt der Almweiden, die nach unten hin an den geschlossenen Hochwald und nach oben hin in die kahlen Felsen mit ihren Firnschnee-Einlagen reicht; das sind die Hänge, über die die Bergsteiger schwitzend mit dem Wunsche emporkeuchen, möglichst bald den Gipfel zu gewinnen. Und doch ist das eine Welt voll offener und nicht beachteter Wunder.

Die Almweiden sind durchschnittlich bis gegen Juni mit Schnee bedeckt. Der Frühling beginnt hier also zu einer Zeit, da die Sonne schon den Höchststand erreicht hat und sehr lange und sehr heiß scheint. Nicht bloß die Kraft der Wärmestrahlen, sondern auch die der Rot- und Blaulichtstrahlen nimmt mit der Höhe zu, die der Rotlichtstrahlen ist aber noch stärker. Die Witterungsunterschiede sind von Sommer zu Sommer ungleich größer als im Tal. Gab es in den letzten zehn Jahren doch Sommer, in denen es auf den Alpen einundzwanzigmal schneite, und Sommer, in denen das Gras an einzelnen Stellen in der Hitze buchstäblich bis in die Wurzeln verdorrte.

Unter solchen Lebensbedingungen kommen jene Pflanzen, die rasch wachsen und viel Samen erzeugen, zur Herrschaft. So sind die Almweiden das Reich der Korb- und Doldenblütler. Auf den fetten Weidegründen und um

<sup>29</sup> Das neue Mittelalter, S. 18.

die Almhütten herum ist es vor allem der Löwenzahn, der sich breitmacht und üppiger als im Tal entwickelt. Hänge und Mulden, von denen an klaren Sommertagen Hunderte und Tausende solcher Blumen ihre kleinen Sonnenrädchen der großen Sonne am Himmel entgegenhalten, entsprechen den Blütenmeeren der Löwenzahne in den Steppen Südamerikas, die dort die Indianer zur Ausbildung des Löwenzahn-Mythus angeregt haben, ein Gegenstück zum Asphodelos-Mythus der griechisch-orientalischen Welt.

Neben dem Löwenzahn ist es dann die große Gesellschaft der Habichtskrautarten, die auf den Almweiden weithin den Ton angibt. Die zwei Arten, die dem Wanderer zunächst ins Auge fallen, sind das zottige Habichtskraut (*Hieraceum villosum*), das einem kleinen Löwenzahn gleicht, und dann das orangerote Habichtskraut (*Crépis aurea*), auch „Rinderblume“ und „Goldpipau“ genannt. Der Wanderer, der sich genauer umsieht, stellt bald fest, daß es außer diesen zwei Habichtskräutern deren noch mehrere gibt. Mit der Zeit festigt sich in ihm sogar die Vermutung, daß es wohl bis zu einem Dutzend sein können. In Wirklichkeit gibt es auf den Almweiden deren nicht nur ein, sondern gleich mehrere Dutzend. Auf der Kanisfluh im Bregenzerwald, die mit ihren steilen Felswänden wie ein Horst emporragt und alle Winde abfängt, haben sich sogar, sage und schreibe, rund 120 Abarten von Habichtskräutern angesiedelt. Die Habichtskräuter, die auf den Kalkbergen anzutreffen sind, gedeihen auf dem Kalkboden, und die Habichtskräuter, die dem Urgebirge angehören, auf dem Schieferboden dieses Berges. So hält auf jenen Höhen die ganze Sippschaft ihre Generalversammlung ab. Unter den 120 Abarten findet sich eine, deren nächster Stammort das Stanzertal im Tirol ist.

Die Stengel sowohl der Löwenzahne wie auch der Habichtskräuter sondern, durchschnitten, eine milchige Flüssigkeit ab. Alte Bauern behaupten, der Gesamtzustand dieser Flüssigkeit sei, je nach dem Stand der himmlischen Sternbilder, verschieden. In diesem Glauben steckt vielleicht ein Ansatz zu einem Wissen, dessen Erforschung noch kaum begonnen ist und das, soweit Beobachtungen vorliegen, lediglich in den Sammelbänden für „Volksaberglauben“ untergebracht ist.

Im Juli treten an die Stelle der Habichtskräuter, besonders an sonnigen, nicht zu kalkreichen Hängen, die hochstengeligen Arnikablüten mit ihren großen, sattgelb leuchtenden Sternen. Der Geruch dieser Blüten ist betont medizinisch. Verlieren die Blätter ihre gelbe Farbe und legen sich verwelkt auf den Samenschopf, so ist es mit dem Blühen auf den Almwiesen bald zu Ende. Was nachfolgt, stellt vielfach eine Wiederholung des Frühlings dar. Im Herbst kann es vorkommen, daß unter dem Anhauch des Föhns an günstig gelegenen Hängen wieder die weißen Sterne der Gänseblümchen und der tiefblaue Enzian aufleuchten, die sonst den Frühling ankünden.

Der starke Duft, der an warmen Sommertagen vom zertretenen Gras, von blühenden Habichtskräutern und Brunellen im Rückhauch der Wärme in die Luft emporsteigt, ist eine Auslese von Düften, nicht süßlich und nicht

säuerlich, nicht herb und nicht weich. Ein solch blühender Hang mit seinen Blüten ist, in der Abgrenzung gegen den blauen Himmel hin gesehen, eine Symphonie von Farben.

Neben den Pflanzen, die sich auf den Almweiden durch reiche Samen-erzeugung erhalten, gibt es auch solche, die gegen das Aussterben durch tief in den Boden eindringende Pfahlwurzeln gesichert sind. Unter diesen verdient der Alpenwegerich (*Plantago alpina*) erwähnt zu werden. Im Volk wird diese Pflanze der „Ritz“ oder „Rätz“ geheißen. Sie bohrt ihre Wurzeln bis zu einem Meter tief in die Erde hinein. Aus ihrem sich reich verästelnden Wurzelstand brechen immer wieder neue Knospen auf und entfalten sich zu Blattrosetten, aus deren Mitte der Stengel mit dem gedrängten Blütenkopf emporragt. Diese Pflanze mit ihren kleinen Blättchen zählt zu den wertvollsten Futterkräutern. Es macht den Kühen zwar nicht wenig Arbeit, mit ihrem breiten Maul und der langen Zunge die kleinen Blättchen des Wegeriches „hineinzubekommen“. Sie lassen sich aber diese Mühe nicht verdrießen.

Der Ritz wird von den Hirten und Bauern fast immer in einem Atem mit dem sogenannten Madaun (*Méum mutellina*), einer Pflanze, genannt, die sich mit einer kurz und gedrängt wachsenden Kümmelstaude vergleichen läßt. Diese Pflanze — der Berg im Bregenzerwald, der „Madonnenkopf“ heißt, hat von ihr den Namen — ist insofern noch wertvoller als „Ritz“, als sie einen viel reicheren Futterertrag liefert. Die Namen dieser zwei Pflanzen haben in den Ohren alter Bauern und Hirten beinahe einen ähnlichen Zauberklang wie das Wort „Uran“ in den Ohren der Techniker.

Die Kühe zeigen nach Ritz und Madaun eine wahre Begierde und geben nach dem Grasen auf Bezirken, wo diese Pflanzen zahlreich und üppig vorkommen, viel Milch; das ist den Hirten seit uralten Zeiten bekannt. Sowohl das Wort „Ritz“ wie auch das Wort „Madaun“ gehören vordeutschen Wortwurzeln an. Wenn es in alten Sagen gilt, milchreiche Alpen zu schildern, dann läßt man auf ihren Böden Ritz und Madaun in Hülle und Fülle wachsen.

Das Schicksal, das die Tannen in dem Gebiet der Almweiden ihr eigen nennen, macht sie einem in besonderer Weise lieb und teuer. Auf den windumwehten Graten kommen die kleinen Bäumchen nur in der Weise hoch, daß mehrere zusammen aufwachsen und sich so gegenseitig schützen. Von einer Gruppe von Tännchen bleiben später nur eines oder zwei, zu allerletzt meist sogar nur eines übrig, das sich dann, sind die Umstände günstig, zu einer sogenannten „Wettertanne“ entwickelt.

Ein Äpler, der fünfzig Sommer auf der gleichen Alpe verlebte, zeigte mir einmal alle jene Stellen, wo seit der Zeit, da er als Knabe zum ersten Mal auf diese Höhen gekommen war, bis zu dem Tage des Gespräches, der Blitz eingeschlagen hatte. Einmal fuhr der Blitz zweimal an einem Tag nahe der Hütte nieder; das erste Mal des Morgens um acht Uhr, das zweite Mal gegen Abend. Stellt man die Blitzschläge der Zahl der Bäume, die oberhalb des Waldes stehen, und deren Alter einander gegenüber, so ergibt sich, daß ein

großer Teil dieser Tannen Opfer der Blitze werden, sei es daß sie verbrennen oder daß sie an den Folgen des Blitzschlages verkümmern.

Wird nämlich der Wipfel gespalten oder versengt, so sickert das Wasser und die Fäulnis vom Wipfel her immer weiter in den noch lebendigen Teil des Baumes ein. Eine Tanne, die vor ungefähr fünfzehn Jahren im schönsten Wuchs vom Blitz getroffen worden war, ragt heute als bleiches Gerippe in den Himmel.

Es gibt auch noch andere Umstände, die den Tannen schaden können. Einer eigenartigen Gefahr sind sie z. B. in den Jahren ausgesetzt, wo sie besonders stark blühen und ungewöhnlich viele Tannenzapfen tragen. Die Zapfen mit ihrem Harz haben ein beachtliches Gewicht. Wenn nun ein Tannwipfel an die sechzig bis achtzig Zapfen trägt, so braucht nur ein Sturmwind zu kommen und die Zweige mit den Zapfen von der Windseite her so zu überschlagen, daß sie sich in den Zweigen der Windschutzseite verfangen; dann bricht der Wipfel im Übergewicht ab, und der Sturm reißt ihn mit sich fort. Er fällt dann zuweilen an einer Stelle zu Boden, wo der Finder lange nach der Tanne suchen müßte, zu der dieser Wipfel gehört. Das Los solcher vom Sturm entwipfelter Tannen ist dann dasselbe wie derjenigen, die der Blitz getroffen hat.

Der Frage, ob die Klimawandlung, die in den letzten Jahren eingetreten zu sein scheint, einen Zustand für einen längeren Zeitraum oder gar eine Art von kosmischem Dauerzustand darstellt, wird heute aus begreiflichen Gründen von verschiedenen Seiten Aufmerksamkeit geschenkt. Ein alter Senn, der im Jahre 1954 von den Hirten gehänselt wurde, weil die von ihm angekündigte „lange Hitze“ nicht eintraf, tat einen Ausspruch, der einer philosophischen Analyse wert wäre, weil er zeigt, daß das Philosophieren bei den Sennen als Naturanlage auftritt. Er sagte nämlich: „Wer jetzt das Wetter noch trifft, der versteht nichts davon!“

Die Tatsache einer länger dauernden Klimaschwankung im 17. Jahrhundert läßt sich an den Jahresringen der Tannen an der Holzgrenze ablesen. An den alten Wittertannen, die zwischen den waldlosen Gebieten und dem geschlossenen Wald stehen und bis zu dreihundert Jahre zählen, ist nämlich festgestellt worden, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg zwanzig Jahre hindurch ausnahmsweise starke Wuchsringe aufeinander folgen, die sich von den übrigen deutlich abheben. Vermutlich hatte dieselbe Gutwetterperiode zur Folge, daß in den Ostalpen einzelne Gletscher so weit zurückgingen, daß das Vieh an Stellen weidete, die heute der Gletscher preßt.

Auf Plakaten der Schachtelkäse und anderer Molkereiprodukte sieht man die alten Hirten, meist auf einem Fuß stehend, ihren Hut schwingen, während die Kühe um sie herum es sich im fetten Gras wohl sein lassen. Die Wirklichkeit sieht jedoch anders aus: gute Hirten, namentlich auf Galtalpen, wo sich Herden bis zu dreihundert Stück Vieh beisammen finden und das Vieh während der Nacht im Freien lagert, haben einen schweren Dienst

und bedürfen besonderer Fähigkeiten. Sie müssen ihre Tiere als „Individuen“ kennen, um bei der „Nachschau“ feststellen zu können, welches von den Tieren fehlt. Vor Jahren gab es einen Schüler, bei dem sich bei der Notenkonferenz alle Lehrer einig waren, daß eine Unterbrechung der Reihe der „Nicht genügend“ eine wohlwollende Behandlung bedeutete. Dieser Schüler hatte jedoch eine Fähigkeit, in der er allen Lehrern überlegen war: er erkannte nämlich ein Rind, das er einmal als Hirte zu betreuen hatte noch nach Jahren, selbst dann wieder, wenn er es bei einem neuen Besitzer in einer anderen Gemeinde des Tales antraf. In den letzten Jahren fand sich auf einer Alpe ein Hirte, der imstande war, innerhalb von zwei bis drei Tagen seinem Gedächtnis dreihundert Rinder als voneinander unterscheidbare „Individuen“ einzuprägen.

In schlechten Sommern bedarf es von seiten des Sennen langwieriger Überlegungen, wenn es gilt, die Weidegänge für die Herde so einzurichten, daß sie jeden Tag genügend zu fressen bekommt. Es wird von einem noch lebenden Hirten, der siebzig Jahre diente, erzählt, er habe manche schlaflose Nacht im Nachgrübeln darüber verbracht, wie er die ihm anvertrauten Tiere über die nicht enden wollende Regenzeit hinwegbringen könne. Der gleiche Hirte hat sein Leben lang nie ein Tier mit dem Stock geschlagen. „Ihr könnt schlagen, wenn ihr wollt, ich tu' es nicht!“ pflegte er zu den Mitbirten zu sagen.

Schwere Stunden bringen für die Herde und die Hirten die Tage mit Gewittern. Die Tiere suchen vor den starken Regengüssen unter den breitausladenden Ästen der Wettertannen Schutz. Immer wieder kommen jedoch Fälle vor, wo ihnen dieses Verhalten zum Verderben wird, da die Blitze von den alleinstehenden Tannen angezogen werden. Tiere, die vom Stall im Tal aneinander gewöhnt sind, gehen auch auf der Alm miteinander und stellen sich zusammen unter eine Tanne. So kann es, wie es vor einigen Jahren der Fall war, vorkommen, daß sieben in einer Gruppe beisammen unter einer Tanne stehende Kühe, die einem Bauern gehörten, vom Blitz getroffen wurden, während alle übrigen mit dem Leben davonsamen.

Bei Hagelschlag zeigen die Kühe ein Benehmen, das schwer zu erklären ist. Sie setzen sich nämlich eigenartigerweise immer gemeinsam in jene Richtung in Bewegung, aus der die Schlossen sie treffen. Gelangen sie vor einen Felsen, so machen sie nicht halt, sondern springen blindlings in den Abgrund. Das sind dann die Stunden des Schreckens und der Angst, aber auch des treuen Ausharrens, in denen sich die Hirten bewähren und die Treue auch allenfalls mit dem Leben büßen, wenn sie sich den Tieren entgegenstellen und sie zurückzuhalten versuchen.

In der mündlichen Überlieferung lebt ein Bericht über einen Wolkenbruch weiter, der vor über dreihundert Jahren die Alpe Hochhalden im Ifengebiet heimgesucht hatte. Da das Wetter von Westen kam, setzten sich die Tiere — die Alm war damals von Rossen und Stieren besetzt — nach Westen in Bewegung und rannten auf den Felsen zu, der dort mehrere hundert Meter

steil abfällt. Dabei fanden nicht weniger als 49 Stiere und 51 Rosse den Tod. Die Inschrift, die einer der damals auf der Alm dienenden Männer — er zeichnet sich mit MK als „Meisterknecht“ — in einen Dachbalken der Hütte einritzte, läßt sich an Kürze mit jeder römischen Inschrift messen. Sie heißt:

„Im Jahre 1633 ist Michael Heideger M K gewesen  
und hat das Weter auf der Alb  
49 Stir und 51 Ros über aus gesprengt.“

Noch tragischer ist der Bericht von dem Unwetter, das über die Hutle-Alpe kam. Dort stellte sich der Hirte vor die gegen den Hagel anrennenden Tiere hin, um sie vor dem Sturz in die Tiefe zu retten, wurde von ihnen aber überrannt und fand mit seinen 40 Kühen den Tod.

Von welchen Phantasievorstellungen wird dieses Verhalten der Tiere bestimmt? Eine Deutung besagt: Die Tiere haben die Vorstellung, daß die Hagelsteine von „irgendwem“ in böser Absicht auf sie geworfen werden und stürmen nun in die Richtung vor, aus der der vermutete Gegner die Hagelsteine schleudert. So würden sie es ja auch Buben gegenüber machen, die mit Steinen gegen sie würfen.

Eine zweite Erklärung lautet: Die Tiere haben das Gefühl, daß die Hagelsteine nur innerhalb eines kleinen Bereiches fallen und daß es ihnen durch Springen gelingt, aus ihm hinauszugelangen. Beide Annahmen lassen aber ungeklärt, warum die Tiere nicht vor einem Abgrund haltmachen.

Noch andere Dinge gibt es, die rätselhaft sind. Wenn es z. B. im Sommer schneit, möchte man annehmen, die Tiere versuchten, dem Schneefall talabwärts auszuweichen. In Wirklichkeit wird von erfahrenen Hirten immer wieder bestätigt, daß sich, wenn nicht alle, so doch sehr viele Tiere bergaufwärts halten und, wie es heißt, „dem Schnee entgegengehen“. Was sie dazu veranlaßt, ist vollkommen ungeklärt.

Die Lebensbedingungen der Älpler, namentlich der Sennen, die zwanzig, dreißig oder mehr Jahre lang Sommer für Sommer auf den Bergen zubringen und auch während des Winters so an ihre Hütten gebunden sind, daß sie an der Feier des Kirchenjahres nicht teilnehmen können, prägen naturgemäß auch das religiöse Denken und Fühlen dieser Menschen.

Hier verdient die Frage besondere Aufmerksamkeit, was tief religiöse und irgendwie philosophisch veranlagte Sennen und Hirten sich im Laufe der Jahre „zusammendenken“. Bei ihnen nimmt die „fundamentale“ Theologie eine innere Form an, die für die wissenschaftliche Forschung unter günstigen Umständen beinahe den Charakter eines Beispiels von Experimentalcharakter erreicht.

Der Schreiber dieser Zeilen hat Gespräche mit alten Sennen aus der Zeit vor fünfzig Jahren im Gedächtnis. Seither hat er oft und oft alte Sennen reden und von „Sprüchen“ alter Sennen berichten hören. Im nachhinein er-

scheinen ihm die Überlegungen dieser Hirten und Sennen tatsächlich insofern bedeutsam, weil sie einen Beitrag zur Frage bilden, welche Form die Lehre von der „*analogia entis*“ und der „*analogia fidei*“ im einfachen Leben selbst haben kann. Gemeint ist die Lehre: die Dinge der Welt gehören zwar verschiedenen Daseinsstufen an, in Wirklichkeit bilden sie trotzdem unter sich eine Einheit, und diese Einheit der Schöpfung ist als Ganzes wieder in die Welt der offenbarten Religion aufgenommen und einbezogen.

Der Formzustand, in dem die „fundamentale“ Theologie im Kopfe eines alten Sennen vorhanden ist, und der Formzustand, den das gleiche Wissen in den Büchern der Theologen gewinnt, liegen jedoch weit voneinander ab. Einem alten Sennen theologische Bücher in der Hoffnung vorzulegen, er möchte bei ihrer Lektüre zur Erkenntnis kommen, „Ähnliches auch schon gedacht zu haben“, wird wohl niemand einfallen. So bleibt nichts anderes übrig, als den umgekehrten Weg einzuschlagen und zu versuchen, etwa die Gedankengänge zu erfassen, die sich im Laufe der Jahre in einem solchen Mann ausformen und die er gelegentlich einem guten Freund, gewiß aber nicht einem Studierten gegenüber, auszudrücken versuchte.

Dem Vorgang, der sich im Geist eines Älplers auf Grund eines „Schauens“ — aber nicht ohne Betätigung der Vernunft — sowie in einem überlegenden Ordnen der im Lauf der Jahre sich darbietenden Beobachtungen vollzieht, ist ein metaphysisches Element eigen. Er erkennt nämlich immer klarer, daß seine von den Alnzäunen umgrenzte kleine Welt in ihren Bestandteilen, wie Steinen, Pflanzen, Tieren und Menschen usw., zwar verschiedenen Daseinsstufen angehört, aber dennoch eine Einheit darstellt und eine Einheit bleibt. Die unzähligen Veränderungen, die sich im Laufe des einzelnen Tages, der Monate und der Jahre in all den Daseinsstufen vollziehen, sind so aufeinander eingespield, daß die Einheit trotz der vielen sich innerhalb ihrer Grenzen vollziehenden Veränderungen erhalten bleibt. Was der Älpler zunächst unmittelbar erkennt, ist nur das, daß es „auf meiner Alm so ist“. Mittelbar und unbewußt erfaßt er jedoch zugleich, daß er, rückte er die Grenze seiner Alm „weiter hinaus“, nie an eine Stelle käme, wo er sagen dürfte: „Hier läßt sich die Einheit hinter mir von der Einheit vor mir scheiden“. So erlebt er auf seine Weise, aber sehr eindringlich: wer einen Teil der Schöpfung bejaht, bejaht damit die ganze Schöpfung als Einheit und, wer einen Teil dieser Wirklichkeit ausscheiden wollte, stellte die Wirklichkeit des andern Teiles ebenfalls in Frage.

Versuchte er einem Gleichgestellten gegenüber die Gedanken, die ihn erfüllen, unbefangen zum Ausdruck zu bringen, würde er wohl die Arme ausstrecken, als wollte er das ganze Gebiet der Alm, das ihm von Jahr zu Jahr vertrauter geworden ist, umfassen und sagen: „Es muß etwas geben!“ In diesem „muß“ sind alle philosophisch zurechtgerichteten Prämissen zusammengefaßt, die herauszustellen und zu ordnen den Theologen so viel Mühe macht. Mit dem „etwas“ ist nicht etwas gemeint, das seiner selbst sich gar nicht bewußt ist oder gar aus dieser Unbewußtheit heraus sich ungestört

fortentwickelt; es ist vielmehr ein Wesen gemeint, das über all dem steht, was wir mit den Sinnen wahrzunehmen vermögen. Das Wort „geben“ seinerseits hat den Sinn von „Sein“ und vertritt sprachlich ein Sein, das nicht nur außerhalb aller Dinge steht, sondern vielmehr die Ursache des Seins aller dieser Dinge darstellt.

Diese Art von „fundamentaler“ Theologie kommt den wissenschaftlichen Ausführungen, in denen etwa Johannes Lotz und Josef de Vries in ihrem Buch „Der Mensch in der Welt, ein Grundriß christlicher Philosophie“ in mehr statischer und Kardinal Newman mit seinem Hinweis auf das Ordnungsgefüge der Dinge in Raum und Zeit in mehr dynamischer Weise ein und denselben Sachverhalt umschreiben und so den Grundlagen der natürlichen Gotteserkenntnis nachspüren, praktisch viel näher als man auf den ersten Blick zu glauben geneigt ist. Der Theologe täte sich freilich schwer, sein in wissenschaftlichen Ausdrücken geordnetes Beweismaterial mit der Denkweise eines Älplers gleichzusetzen; und für den Älpler wäre es aussichtslos, in diesen theologischen Darlegungen Bestandteile der „Grundmasse“ zu erkennen, die seinen im Bereich der Wirklichkeit — philosophisch gesprochen — „in Anwendung der reduktiven Denkmethode“ gewonnenen Schlüssen entsprechen.

Zu solchen Erkenntnissen (wie den vorgelegten) kann ein Mensch freilich nur über eine innere Vertiefung von bewußten und allenfalls unbewußten Teilbeobachtungen gelangen, oder anders gesagt: Er muß sich zum Denken Zeit nehmen und Zeit lassen! Der Denkvorgang hat mit dem Wachstum einer Pflanze vieles gemeinsam. Man kann eine Pflanze, die bei einer Temperatur von 20° in sechs Monaten eine bestimmte Wachstumsleistung vollbringt, durch eine Erhöhung der Wärme auf 40° nicht dazu zwingen, die gleiche Wachstumsleistung in drei Monaten zu erreichen; das weiß jeder mann! Das gleiche Gesetz gilt vermöge der Ähnlichkeit der Prozesse auch für das Denken, das ist eine Tatsache, die jedoch leicht übersehen wird.

So ist die Welt der Almen bunt und mannigfaltig, schön und furchtbar, nach unten wie nach oben, und vor allem dies, eine Welt, die nach „oben“ führt zu dem, den „es geben muß“.

## Die Stellung der Päpste zum Reichstag und Religionsfrieden von Augsburg 1555<sup>1</sup>

Von JOSEF GRISAR S.J.

Der für die Sache der Religion so wichtige Reichstag von Augsburg, den im Auftrag seines Bruders, des Kaisers Karls V., der Römische König Ferdinand, am 5. Februar 1555 eröffnet hatte, stand für die Katholiken unter

<sup>1</sup> Der Raumersparnis halber mußten in diesem Aufsatz die Anmerkungen auf ein Mindestmaß eingeschränkt werden. Im einleitenden Abschnitt, der unter Benützung der bekannten